

Christoph Martin Wieland

von Michael Kleeborg

Von den ganz großen Autoren, die wir haben, ist er der Unbekannteste geblieben, der Ungelesenste. Welch eine Ungerechtigkeit! Welch eine Dummheit! Und Welch ein Verlust – für uns, die Liebhaber der Literatur, die wir beständig auf der Suche sind nach beglückender Lektüre, die uns in geistige Regionen entführt, die wir noch nicht kennen und uns neue Gipfelpanoramen der deutschen Sprache offenbart.

Ich spreche von Christoph Martin Wieland, dem großen Aufklärer, Erotiker, Erzieher und Erzähler, Shakespeareübersetzer, dem wahren Vater dessen, was man deutsche Klassik nennt, von Wieland, der ebenso unfaireweise in Goethes Schatten steht, wie in der Musik Telemann im Schatten Bachs.

Er wurde 1733 in Oberholzheim bei Biberach geboren, und zwar, wie sich das für einen württembergischen Dichter gehört, im protestantischen Pfarrhaus. Ebenso im Zeichen der Jungfrau wie Goethe, und ebenso wie Goethe plauderte er übrigens im Jahre 1808 anlässlich des Erfurter Fürstenkongresses mit Napoleon, der auch ihn eingeladen hatte und ihm ebenso wie dem Kollegen die Ehrenlegion verlieh – dies nur, um zu erinnern, daß gewisse Dinge, die als einmalige Höhepunkte in der Vita unserer Großen gelten, so einmalig gar nicht waren.

Auch das verschlammte Jurastudium eint die beiden, sonst allerdings viele Unterschiede: Kein Stürmen und Drängen zunächst bei Wieland, sondern Einsamkeit und Prüderie. Sei es das Internat, das er besuchte, seien es die Enge der kleinbürgerlichen Heimat, die enttäuschte Liebe zu Sophie Gutermann, die ihm Herrn von la Roche vorzog oder die Jahre in Zürich, jedenfalls mußte Wieland die pietistische Krankheit bis zur Neige durchleben, bevor aus der frömmelnden Puppe endlich der freigeistige Schmetterling schlüpfen konnte, als den wir ihn kennen.

Die großen antiken Dichter erziehen ihn zur Toleranz, Voltaire zur Erotik – es könnte sich auch andersherum verhalten haben -, Cervantes zum Humor, und diese drei Dinge: Toleranz, Eros und Humor, befähigen ihn dazu, den deutschen Bildungsroman zu erfinden, sorgen zugleich aber auch dafür, daß eine bigotte und nationalistische Nachwelt des 19. Jahrhunderts ihn verabscheut.

Von Herzogin Anna Amalia als Fürstenerzieher nach Weimar geholt und mit einem ordentlichen Gehalt versehen, kann Wieland sich ganz auf die Literatur konzentrieren. Es folgen Jahre beispielloser Produktivität: Romane, Dramen, Verserzählungen, dazu noch die epochemachende Shakespeareübersetzung in Blankversen, die das deutsche Drama von den Fesseln der antiken und französischen Klassiker befreit und seine Emanzipation ermöglicht oder die Herausgabe und Redaktion seiner Zeitschrift „Teutscher Merkur“. Wieland ist ein eleganter Spötter, aber er kennt keine Häme. Dem jungen Goethe, der sich über ihn lustig machen will, reicht er souverän die

Hand, und als einer der wenigen erkennt und ermutigt er dreißig Jahre später den Genius Kleists. Die Zeitgenossen achten ihn, aber rasch geraten Person und Werk nach seinem Tod 1813 in Vergessenheit. In einem der Paralleluniversen, die die Anhänger der Viele-Welten-Theorie unter den Physikern propagieren, gibt es ein besseres Deutschland als dieses, eines das seinem Beispiel gefolgt wäre.

Aber ungerecht ist vieles auf der Welt, worum es hier gehen kann, ist nicht, über die historischen, soziologischen und philologischen Gründe für dieses Unrecht nachzusinnen. Jeder Tag kann der erste für eine Wiederentdeckung sein, frisch wie eine eingefrorene Delikatesse, die nur aufgetaut werden muß, wartet Wielands Werk darauf, den ganzen Duft- und Geschmackszauber zu entfalten, der ihm innewohnt. Nur wer bedient die Mikrowelle?

Vor allem Jan Philipp Reemtsma hat sich in den letzten Jahren verdient gemacht um die Wiedereinsetzung Wielands in seine Rechte. Dank ihm hat das Feuilleton Fühlung genommen, wird der Name überhaupt wieder und mit Respekt genannt. Ein Forschungsgegenstand ist er ohnehin.

Aber machen wir uns nichts vor. Nur ein Schriftsteller, der gelesen wird lebt. Und Wielands Romane sind zu kostbar und zu köstlich, als daß er weiterhin eine Existenz als Geheimtip führen dürfte.

Also lautet die Aufgabe, die sich mir hier stellt: Wie kann ich einigen Lesern den Mund wässrig machen nach der erneuten oder erstmaligen Lektüre dieses zugänglichsten deutschen Ausnahmegenies? Denn es ist ja keineswegs so, daß Wielands Romane dem Leser absichtlich Steine in den Weg legten, nur mit Fußnoten goutierbar wären oder die Art gespannter Konzentration erheischen, die früher einmal der natürliche Zustand war, in dem intelligente Menschen intelligente Bücher lasen, aber heutzutage einem Todesurteil gleichkommt: „Da habe ich vor dem Einschlafen nicht mehr den Kopf für“. Braucht ihr auch gar nicht, denn was das betrifft, ist Wieland gewiß der undeutscheste, der relaxteste Großschriftsteller, den wir haben. Leichtigkeit kennzeichnet ihn, die Leichtigkeit, mit der wir uns hierzulande so schwertun, weil wir sie für frivol oder leichtfertig halten, weil wir aus irgendwelchen Gründen die Schriftsteller mehr achten, die sich den Kopf an Wänden blutig schlagen – von Kleist und Büchner bis zu Kafka und Bernhard – anstatt die danebenliegende Tür zu öffnen und hindurchzugehen. „Keinen verderben lassen, auch nicht sich selbst, jeden mit Glück zu erfüllen, auch sich, das ist gut.“ Diese klugen Brechtzeilen passen perfekt zu Wieland.

Wo kann man anfangen mit der Lektüre? Mein Lieblingsstück ist der Spätroman Peregrinus Proteus, den ich Ende der 80er entdeckte, und der mir zu meinem eigenen ersten Roman verholfen hat, samt Titel.

Auch er zugleich ein Bildungsroman und dessen Parodie. Der historisch verbürgte Schwarmgeist Peregrin, der sich im 2. Jahrhundert n.Chr. öffentlich verbrannte und nur im Schmähdicht des von Wieland übersetzten römischen Satirikers Lukian überlebt hat, wird mitsamt seinem Kritiker zum Totendialog bestellt und darf, seine Geschichte erzählend, versuchen sich zu rechtfertigen. Virtuos verklammert der Dichter die Zeitalter, das 2. Jahrhundert der Handlungsebene ist zugleich immer auch das späte 18., in der Erziehung Peregrins spiegelt sich der Pietismus, in seinen erotischen Abenteuern das laissez-faire des ancien régime, in seinen politischen Erlebnissen die deutsche Kleinstaaterei und im Gesellschaftsroman das Freimaurer- und Illuminatentum, das zur Revolution drängt.

Man kann nicht behaupten, daß der Proteus das Werk eines Optimisten war, alles nimmt die schlimmstmögliche Wendung – aber nur die ganz Naiven wissen nicht, daß eben gerade die Werke der schwärzesten Pessimisten die realistischsten, komischsten und unterhaltsamsten sind.

In seinem Nachwort zu meiner Ausgabe des Werks schreibt Karl Mickel: „Auch dieses Großmeisterstück verfiel, fast 200 Jahre lang, der Nicht- und Mißachtung. Die Zeitgenossen nannten den Urheber Vater Wieland, wie sie Haydn Papa Haydn titulierten, unter unter dem Schutz zutäppischen Schulterklopfens vollbrachten die alten Kracher Wunderdinge.“

© Michael Kleeberg